

Bücher Regal

Liberale Räuberbanden gegen Eva

Franz J. Hinkelammert

**Das Subjekt und das Gesetz.
Die Wiederkehr des verdrängten
Subjekts, Edition ITP-Kompass,
Münster 2007, 456 Seiten, 24,80 €.**

Der gebürtige Münsterländer Franz Josef Hinkelammert ist eine der großen Leitfiguren der lateinamerikanischen Befreiungstheologie. Obwohl er von Haus aus kein Theologe, sondern Volkswirtschaftler ist, ist es ihm in seinem Werk gelungen, der theologischen Kritik neue Bereiche zu erschließen, indem er klassische Texte der Wirtschaftstheorie auf ihre impliziten Theologien hin befragt. Die Götter der Ökonomen heißen »Markt« oder »Profit«. Es handelt sich um die verabsolutierten Werte

der ökonomischen Theorie, die man aus theologischer Sicht nur als Götzen bezeichnen kann, weil ihnen zuliebe Menschen geopfert werden müssen. Wie kein Zweiter vermag Hinkelammert, der in Costa Rica am ökumenischen Zentrum DEI lehrt, die götzen-logischen Verkehrungen, Sprünge und Lücken in ihrer Argumentation aufzudecken.

In seinem neuesten Buch, der Aufsatzsammlung »Das Subjekt und das Gesetz«, das von den MitarbeiterInnen des Münsteraner Instituts für Theologie und Politik übersetzt und verlegt worden ist, entfaltet er eine grundlegende Kritik an der westlichen Moderne, indem er die verabsolutierte Idee des zweckrationalen Handelns angreift. Der *homo oeconomicus* wird von der Wirtschaftswissenschaft so modelliert, dass er einen bestimmten Zweck stets mit möglichst günstigen Mitteln erreichen will. Wenn man also einen Ast durchsägen will, muss man die Schärfe der Säge und die eigene Sägeleistung optimieren, um schneller und kostengünstiger als die »Wettbewerber« zu sein. Aber was ist, wenn man dabei an dem Ast über dem Abgrund sägt, auf dem man selber sitzt? Die Zweckrationalität verkehrt sich in Irrationalität. Zwei Probleme des zweckrationalen Handelns treten dabei zum Vorschein: Zum einen ist es blind für seinen Kontext und zum anderen bleibt ein Zweck nur dann sinnvoll, wenn er nicht zum Selbstmord führt. Da die okzidentale Moderne jedoch die Zweckrationalität verabsolutiert hat, haben auch ihre

beiden Problemzonen eine ungeahnte, katastrophale Dimension erlangt, wie man an der ökologischen Zerstörung ablesen kann.

Unfähig zur Umkehr halten die Ökonomen jedoch weiterhin an ihren Kalkülen fest und versuchen jetzt, »die Grenze des Erträglichen« zu berechnen. Allerdings hat diese Grenze das Problem, dass man den *point of no return* erst dann entdeckt, wenn man ihn bereits überschritten hat. Erneut erweist sich die Irrationalität der modernen Rationalität.

Die ideologischen Wurzeln des modernen Zweckrationalismus verortet Hinkelammert im Liberalismus. Die Liberalen sind für ihn von Anfang an eine Bande von Räubern und Verbrechern, die um jeden Preis das bürgerliche Imperium errichten wollen. Kein Wunder also, dass das Buch eine der schärfsten, aber auch brilliantesten Kritiken des Liberalismus enthält, die man finden kann. Egal, ob er sich in der Wirtschaftstheorie bei Adam Smith oder Friedrich Hayek zeigt, im liberalen Naturrechtsdenken bei John Locke, in der Wissenschaftstheorie bei David Hume, Max Weber oder Karl Popper oder zuletzt im antichristlichen Aristokratismus eines Friedrich Nietzsche, dem Stichwortgeber für die Postmoderne – bei allen weist Hinkelammert nach, wie sie ihre Gedanken an logische Kurzschlüsse ausliefern, um die Interessen des Bürgertums zu legitimieren. John Locke zum Beispiel, der als ein Begründer der Menschenrechtstheorie gefeiert wird, hat sein Geld im Sklavenhandel angelegt. Wie ist das nachvollziehbar? In ei-

ner fulminanten Kritik an Locke zeigt Hinkelammert, dass dessen vermeintliches Naturrecht in Wirklichkeit ein Instrument in Händen der europäischen Bourgeoisie war, das Locke als Waffe gegen die Bewohner Amerikas und Afrikas richtete, um deren Ausbeutung oder Versklavung zu rechtfertigen.

Den liberalen Naturrechtsfiktionen, aber auch der Idee von Ethik als der Frage nach dem *guten* Leben stellt Hinkelammert eine Ethik des Notwendigen entgegen. Er geht einfach davon aus, dass der Mensch eine (nur kontextuell definierbare) Menge an Lebensmitteln, Kleidung und Behausung braucht, um sein Leben zu erhalten. Als körperliches Subjekt ist er Teil des Naturprozesses und muss zum Überleben seine Grundbedürfnisse stillen. Das körperliche Überleben des Menschen sicherzustellen muss daher der Basissatz aller Ethiken sein – nicht das Funktionieren des Marktsystems. Dies ist nach Hinkelammert nur möglich, wenn die Menschen sich der Herrschaft der Zweckrationalität entwinden und eine »reproduktive Rationalität« entwickeln, zu der als wesentlicher Kern die Etablierung des Gemeinwohls gehört, eines Bereichs, der dem zweckrationalen Kalkül entzogen ist. Aber dazu muss der Mensch zum Subjekt im Sinne dieser Ethik des Notwendigen werden.

Das geschieht, wenn er sich solchen Gesetzen widersetzt, die sein Leben unmöglich machen. Solche Gesetze sind ebenso sinnlos wie ihre möglichen Rechtfertigungen. Ein mythisches Modell für dieses Subjekt

sieht Hinkelammert in der Paradiesgeschichte: Eva bricht Gottes Gebot, eine Frucht vom Baum der Erkenntnis zu essen, weil das Gebot sinnlos ist. Seine einzige Funktion besteht darin, die Menschen klein zu halten und ihnen die Würde zu nehmen. Deshalb wird die Übertretung des Verbots in der Genesis auch nicht als Sünde bezeichnet, und die »Vertreibung aus dem Paradies« ist in Wirklichkeit keine Strafe, sondern der Übergang zur »conditio humana«, den realen Lebensbedingungen des Menschen. Weil sich Eva von dem sinnlosen Gesetz eines despotischen Gottes nicht einschüchtern ließ – eines Gottes, der allerdings die Größe besitzt, seine Haltung gegenüber den Menschen zu ändern –, wurde sie die Mutter des freien Menschen, des Menschen als Subjekt.

Michael Brinkschröder

Und das ist auch gut so

Klaus Wowereit; Hajo Schumacher
... und das ist auch gut so.
Mein Leben für die Politik,
Blessing-Verlag, München 2007,
288 Seiten, 19,95 €.

Dass eine (Auto-)Biografie von Berlins Regierendem Bürgermeister Klaus Wowereit mit dem inzwischen geflügelten Wort »... und das ist auch gut so« überschrieben ist, legt sich nahe. Der Untertitel »Mein Leben für

die Politik« stößt dem kritischen Leser zunächst etwas unangenehm auf, lässt er doch ein unrealistisch-geschöntes Buch über einen scheinbar selbstlosen Politiker vermuten, der für sich und seine Partei Werbung machen will.

Beim Lesen des Buches dagegen ist man um so positiver überrascht, dass Wowereit auch die schwierigen Seiten seines Lebens (und auch seiner Partei, der SPD) offen anspricht: Probleme, Schwächen, Selbstzweifel. Er macht sich damit verletzlich und bietet Angriffsflächen für politische und homophobe Gegner. Es zeigt damit aber auch einen Politiker, der sich offen mit seinen eigenen Problemen konfrontiert und nicht aufgrund verdrängter, unbearbeiteter Erlebnisse und Persönlichkeitsanteile (z. B. unterdrückter Homosexualität) irrational handelt, was für den »regierten Bürger« beruhigend ist.

Diesen – für den oberflächlichen Betrachter – überraschenden Charakterzug des meist berlinisch selbstbewusst auftretenden Politikers sieht man bei seiner positiven Schilderung der Persönlichkeit der Bundeskanzlerin, einer politischen Gegnerin: Angela Merkel pflege »nicht die üblichen Eitelkeiten«, sie habe »die Kraft, auch Fehler einzugestehen« (235).

Die ehrliche Darstellung der eigenen biografischen Brüche beginnt mit seiner Kindheit und der ersten Diskriminierungserfahrung als Kind einer alleinerziehenden Mutter. Entsprechend den unmenschlichen (Un-)Moralvorstellungen der 50er und 60er Jahre (Wowereit wurde

am 1.10.1953 geboren), ging man bei den sogenannten unehelichen Kindern von »unordentlichen Familienverhältnissen« (26) aus, und Wowereit ist sich seiner belastenden, kindlichen Gefühle noch erstaunlich bewusst.

Auch sonst spricht er sehr offen über die Armut seiner Südberliner (Lichtenrade) Kindheit: Die Mutter arbeitet als »Putzfrau« (29), der Garten wurde gedüngt mit »Mist ... von der Trabrennbahn Mariendorf« (31), die Familie würde nach heutigen soziologischen Kategorien dem »Prekariat« (35) zugeordnet werden, und aus diesem Grund soll Klaus trotz guter Leistungen für das Gymnasium nur auf die Realschule gehen (50).

Nachdenklich und selbstreflexiv beschreibt er sein Verhältnis zu seiner Mutter (der er das Buch gewidmet hat). So sehr er ihr Hochachtung entgegenbringt, redet er nicht die eigenen Grenzen schön, an die er geriet, als er die krebserkrankte Mutter (und einen querschnittsgelähmten Bruder) aus Überzeugung (»ich möchte keinen Tag missen«, 144) bis zum Tod zu Hause pflegte. Wowereit nimmt sich Auszeiten, fährt in den Urlaub trotz des Versuchs der Mutter, »ein schlechtes Gewissen zu erzeugen«, kämpft mit dem Problem, »dieses schlechte Gewissen nicht wuchern zu lassen«. »Aber man darf sein eigenes Leben nicht aufgeben« (111), biblisch würde man sagen, die Selbstliebe gegenüber der Nächstenliebe nicht vergessen.

Sucht man nach religiösen Aussagen, so sind sie in diesem Buch relativ rar. Der erstaunte Leser stellt

aber fest, dass Klaus Wowereit, aufgewachsen im urevangelischen Berlin, katholisch ist, den Kommuni-
onsunterricht besuchte und an Gott glaubt (266). Entsprechend seines sehr bewussten Umgangs mit seinen Erinnerungen schildert er ein kindliches Theoziee-Problem, als sein Fahrrad ausgerechnet während des Kommunionunterrichtes gestohlen wird (43). Ein sozial tätiger Pfarrer seiner Kindheit ist ihm noch in bester Erinnerung.

Sein ethisches Grundaxiom, das er auch als Norm seiner politischen Arbeit beschreibt, ist die Gerechtigkeit (71), sicher auch aufgrund seiner Ausgrenzungserfahrungen wegen seiner sozialen Herkunft und seiner sexuellen Minderheitenorientierung.

Da Klaus Wowereit politikgeschichtlich der erste voll geoutete queere Spitzenpolitiker in Deutschland war (und der Buchtitel das erwartungsgemäß betont), ist man natürlich an diesem Teil seiner Persönlichkeit auch interessiert. Er schreibt von ersten homosexuellen Ahnungen in der Jugendzeit, hatte überraschenderweise »zwei langjährige Beziehungen zu Frauen« (116), die ihn aber auch »ratlos« machten. So spricht er sehr offen davon, dass ihn mit 35 Jahren, etwa 1989, privat und beruflich eine »veritable Midlife-Crisis erwischt« (116). Er beschließt, sich auf die Suche nach einem schwulen Lebenspartner zu machen, scheitert dabei immer wieder. Er gibt nach einigen Jahren die Suche auf, um nicht immer wieder »in Verzweiflung und Selbstmitleid« (116) zu fallen. Genau dann aber

trifft er 1993 in der Bar Centrale in der Yorkstraße seinen jetzigen Lebenspartner Jörn Kubicki. Aber trotz seiner Prominenz erlebt das Paar auch bei offiziellen Anlässen im Jahre 2007 Diskriminierung, wenn Partner Jörn manchmal »ignoriert« wird; »manche Leute drehen sich weg, wenn wir gemeinsam kommen, andere begrüßen ihn einfach nicht« (187). Auch deshalb verspricht er in seinem Buch, auch in Zukunft die schwul-lesbischen Events in Berlin persönlich zu unterstützen.

Parteipolitisch schildert er offen und kritisch die damals verknöcherten Verhältnisse in der SPD »seines« Bezirks Tempelhof und spricht vom »innerparteilichen Darwinismus« (82) beim Weg in Führungsämter. Der zweite Teil des Buches enthält Stationen des auch aus der Zeitung bekannten politischen Werdegangs von Klaus Wowereit, die dem politisch interessierten Leser nicht viele Neuigkeiten bieten, es sei denn Wowereit schildert seine subjektive Sicht und seine Gefühle bei bestimmten Ereignissen, zum Beispiel seiner im 1. Wahlgang gescheiterten Wiederwahl 2006 (241 f). Zur interessanten Frage, wie stark er davon träumt, einmal Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland mit einer Koalition aus SPD, Grünen und Linkspartei zu werden (die ja auch jetzt im Jahr 2008 eine komfortable Mehrheit hätte), äußert er sich in den letzten Sätzen des Buches etwas verschlüsselt, was aber die Möglichkeit offen lässt, das Buch eines in Zukunft noch bedeutenderen Politikers in den Händen zu halten.

Insgesamt ein sehr empfehlenswertes und lesenswertes Buch, weil es einem mehr noch als den bekannten Politiker vor allem den hoch selbstreflexiven Menschen Klaus Wowereit nahe bringt.

Wolfgang Scheel

Transsexuell in China

Jin Xing; Catherine Texier

Shanghai Tango. Mein Leben als Soldat und Tänzerin, Blanvalet-Verlag, München 2006, 223 Seiten, gebunden 19,95 €, broschiert 8,95 €.

Wir machen uns oft nicht klar, dass mehr als jeder dritte Mensch auf der Welt in Indien oder China wohnt (genau 37%). Jeder, der sich für eine Verbesserung der Menschenrechtsslage einsetzt, speziell auch für Emanzipation und gleiche Rechte von Queers, sexuellen Minderheiten, sollte bei aller Freude über verbesserte Rechte in Staaten mit relativ geringer Bevölkerungszahl nicht übersehen, dass für den nachhaltigen, weltweiten Erfolg entscheidend ist, welches Maß an Toleranz und Gleichberechtigung sich in Indien und China einstellt, zumal beide Staaten im 21. Jahrhundert realistischerweise in die Rolle der führenden Weltmacht aufsteigen können. (*Bei den jüngsten erfolgreichen UN-Abstimmungen um die Anerkennung von 5 queeren Gruppen (unter anderem des deutschen*

LSVD und von ILGA-Europe) als UN-Nichtregierungs-Organisationen stimmte China jeweils dagegen, und Indien enthielt sich. Allerdings wird in China seit 1997 homosexueller Geschlechtsverkehr unter Erwachsenen nicht mehr bestraft, während in Indien immer noch bis zu 10 Jahre Gefängnis drohen.)

Da es aus der Feder eines Bürgers (einer Bürgerin) der Volksrepublik China bisher relativ wenig übersetzte Literatur zum Thema gibt, ist das 2006 in Deutschland erschienene Buch der Transsexuellen Jin Xing von besonderer Bedeutung.

Jin Xing schildert in ihrer Autobiografie zunächst den den Eltern abgetrotzten Eintritt in die Tanzgruppe der Roten Armee im Jahr 1976 im Alter von neun Jahren. Schon dort wird die feminine Seite des Jungen erkannt, letztlich aber auch geduldet. Sie lebt dann zunächst als junger Mann homosexuell. Ihren Weg in der sexuell restriktiven Atmosphäre Chinas (»In China ist die gleichgeschlechtliche Liebe ein Tabu. ... das Thema wird nie direkt angesprochen«, 72) kann sie auch deshalb gehen, weil sie zu den Weltspitze-Tänzerinnen gehört, der sogar die Ausreise ins nicht-kommunistische Ausland erlaubt wurde. So lebte sie mehrere Jahre in den USA.

Im Blick auf Veränderungen in China aber ist ihre Entscheidung wichtig: »In China bin ich geboren und in China muss ich als Frau wiedergeboren werden.« (155). So macht sie sexual-emanzipatorische Geschichte, denn es ist »die erste offizielle Geschlechtsumwandlung in

China« (88), und man schreibt das Jahr 1995. Trotzdem findet sie in Dr. Yang schnell eine verständnisvolle, offen-tolerante Operateurin und die gesetzlich vorgeschriebenen Voraussetzungen sind erstaunlich unkompliziert. Heute lebt Jin Xing mit ihrem deutschen Ehemann Heinz-Gerd und drei adoptierten Kindern im überdurchschnittlich weltofenen Schanghai. All dies zeigt, dass es heute in China zumindest keine prinzipielle Verfolgung queerer Menschen gibt, auch wenn vielen Chinesen zurzeit dieser Weg noch nicht möglich ist.

Interessant ist dabei die Schilderung der Begegnung mit Schlüsselpersonen auf dem Weg ihrer Selbstfindung, die uns atmosphärisch die gesellschaftliche Stimmung in China gegenüber sexuellen Minderheiten erahnen lässt. Die Vielfalt der Reaktionen zeigt auch, dass in einem Riesenreich mit fast 1,5 Milliarden Menschen eine strenge einheitliche Linie kaum durchzuhalten ist.

Neben dem Hauptthema »Sexuelle Minderheiten im heutigen China« erfährt man etwas über das Alltagsleben in der jüngeren chinesischen Geschichte (beginnend mit der Kultur-Revolution), und in recht ausführlichen Schilderungen stellt Jin auch die Probleme und Qualen einer geschlechtsumwandelnden Operation dar. Ebenso ist ihre Aussage nach jahrelangem schwulen Sex als Mann bemerkenswert, dass der Geschlechtsverkehr als Frau mit Männern beglückender war, auch weil es hier viel weniger um schnellen Sex »eilig zur Sache« geht.

Auf der letzten Seite macht sie mit einem Satz, der auf eigener Erfahrung und hart erkämpften Erfolgen beruht, allen denen auf der Welt Mut, die z. B. als sexuelle Minderheit unterdrückt werden: »Wir alle haben die Möglichkeit, eine vorgezeichnete Lebensbahn zu verlassen und einen anderen Weg zu wählen, dorthin zu gehen, wo es uns besser gefällt.«

Aufgrund der Singularität des Themas der Autobiografie und der informationsreichen Darstellung handelt es sich um ein sehr empfehlenswertes Buch, vor allem für den an der weltweiten Lage von Queers Interessierten.

Wolfgang Scheel

Zerbrechlich und königlich

Frank Martin Brunn u. a. (Hg.)

**Menschenbild und Theologie.
Beiträge zum interdisziplinären
Gespräch, (Marburger Theologische
Studien, Bd. 100, hg. v. Friedhelm
Hartenstein u. Michael Moxter),
Evangelische Verlagsanstalt,
Leipzig 2007, 258 Seiten, 24,00 €.**

Die wissenschaftliche Theologie als lebensweltliche Hermeneutik des christlichen Glaubens hat sich den Überlegungen zum Menschen und den darin liegenden Herausforderungen zu stellen. In der Arbeit am christlichen Menschenbild hat die

Theologie ihre Lebensdienlichkeit und ihre gesellschaftliche Relevanz zu bewähren. Der Mensch rückt im vorliegenden Band in seiner von Gott gegebenen Bestimmung ins Zentrum exegetischer, dogmatischer, pastoraltheologischer, religionspädagogischer und moralethischer Überlegungen. Diesem Ziel sind die in dieser Edition versammelten Aufsätze verpflichtet.

Jan Christian Gertz verweist in seiner ersttestamentlichen Auseinandersetzung auf die Bedeutung der Zerbrechlichkeit des Menschen vor und durch Jahwe. Dieses Moment macht die eigentliche Qualität der Gottesbeziehung des Menschen aus. Vor allem für die vorhellenistischen Texte des Alten Testaments darf dies Geltung beanspruchen, so exemplifiziert bei der Priesterschrift. Das Mythologem altorientalischer Königs-ideologie markiert zwar die Differenz zwischen dem Menschen und den anderen Geschöpfen, aber negiert dabei keineswegs die Ambivalenzen und Relationen des Menschseins. Es ist das Verdienst der nicht-priesterschriftlichen Urgeschichte, auf einer zweistufigen Anthropogonie beharrt zu haben. Die Spannung zwischen Gottebenbildlichkeit und irdischem Geschöpf als Natur- und Kulturwesen bleibt dadurch erhalten.

Nach Michael Wolter sind auch im Zweiten Testament die Aussagen über den Menschen und seine Wirklichkeit stets verschränkt mit Konnotationen über Gott und sein Wirken. Mit Rudolf Bultmann apostrophiert er, dass jeder Satz über Gott zugleich eine Sentenz über den Menschen ist

und in diesem Sinne die paulinische Theologie a priori eine Anthropologie darstellt. Die christologische Verschränkung von Anthropologie und Theologie erscheint als das spezifisch Christliche. Der Gottebenbildlichkeitstypus von Gen 1,26f. wird auf Christus bezogen. Christliche Identität erhält somit anthropologische Dimensionen. Ihre Leiblichkeit vereint Juden wie Nicht-Juden, unweigerlich jedoch durch die Sünde definiert, welche in der Vergebung durch Jesus Christus aufgehoben wird.

Hermann Deuser reflektiert über das christliche Menschenbild in der Gegenwart. Die christliche Botschaft von der Rechtfertigung und der Versöhnung als Neuschöpfung parallelisiert der Autor mit der menschlichen Grunderfahrung des Widerspruchs zwischen transzendtem Heil und profanem Unheil. Das Theologumenon des reformatorisch geprägten Begriffs von der Rechtfertigung erscheint heute aufgrund von Sprachproblemen und theologischen Selbstisolierungstendenzen schwer vermittelbar. Deuser empfiehlt deshalb eine Hintertür, welche weit eher seine Ratlosigkeit offenlegt, als dass diese ähnlich einer anthropologisch-theologischen Arbeitshypothese mögliche Denkwege und kognitive Auseinandersetzungen eröffnen würde. Er postuliert religiöse Wahrnehmungsprämissen und bedauert, diese derzeit zu vermissen. Der Leser wird mit einigen Fragezeichen allein gelassen.

Ausgehend von der anthropologischen Wende in der Theologie legt Christian Polke dar, wie sich die

theologische Entwicklung der letzten zweihundert Jahre auf die Frage nach dem Menschen konzentriert und weshalb der Anspruch auf Allgemeingültigkeit theologischer Axiome sich an der Kommunikabilität mit anthropologischen Erkenntnissen messen lassen muss. Auch in diesem Beitrag bleibt es bei der Forderung nach einem »Mehrwert« der Theologie, kulminierend in der »Disziplin im Übergang« namens Dogmatik. Menschliche Alltags- und Kontingenzerfahrungen verdeutlichen nach Polke den Transzendenzbezug basalhumanen Daseins. Lapidar resümiert er, dass Kanon und Dogmatik als »Identifikationsmarker« des Christentums sich an der Praxis bewähren und erproben müssen.

Nachfolgende Aufsätze problematisieren das gerontologische Menschenbild (Heinz Schmidt), die Lebensqualität (Alexander Dietz), den veränderten gesellschaftlichen Umgang mit dem Humanvermögen älterer Menschen (Andreas Kruse), die Menschenwürde (Sibylle Rolf), das Menschenbild im Strafverfahren (Brigitte Tag), den Terrorismus (Anja Siebert), Sport und Spiel (Eilert Herms), sowie die Menschenwürde im Sport bei Tertullians Schrift *De Spectaculis* (Frank Martin Brunn). Der kurzweilige und lesenswerte Band will mit seinen unterschiedlichen Facetten, Perspektiven und interdisziplinären Impulsen dazu anregen, den Diskurs um ein die Theologie und andere Fachdisziplinen tangierendes relationales Menschenbild zu vertiefen.

Martin Hüttinger

Enttäuschender Rückfall ins Traditionelle

Kittredge Cherry

**Jesus in Love, edition euQor,
Toenisvorst 2007,
288 Seiten, 24,90 €.**

In dem Roman von Kittredge Cherry erwartet den Leser ein bisexueller, vielgeschlechtlicher Jesus, der in der ersten Person von seinen Begegnungen, seiner Beziehung zu Gott und den Menschen, seinem Leben und Erleben erzählt; beginnend mit seiner Erwählung durch den Heiligen Geist bis – im ersten Band – zur Aussendung der Zwölf. Der zweite Band mit dem Titel »Jesus in Love: At the Cross« soll in Kürze erscheinen.

Die Autorin, lesbische Theologin und von der Metropolitan Community Church (MCC) zur Priesterin geweiht, orientiert sich in der Abfolge ihrer Erzählung weitgehend an den Evangelien. Cherry beansprucht jedoch mit »Jesus in Love« nicht, Wahrheiten über den so genannten historischen Jesus aufzudecken, stattdessen will sie ihre persönliche, spirituelle Wahrheit und Sicht auf Jesus wiedergeben. Sie begreift die Entstehung von »Jesus in Love« als ihre ganz individuelle Heilungsgeschichte von einem chronischen Erschöpfungssyndrom, das Mediziner an die Grenzen brachte. In dieser Zeit begann sie sich in ihren Medi-

tationen Jesus anzunähern; einem Jesus, dem als vollkommen menschlichem Wesen sexuelles Begehren nicht fremd sein könne, der aber als zudem vollkommen göttliches Wesen alle Menschen liebe, und der in seiner Allumfassendheit nicht auf eine geschlechtliche Ausprägung reduziert werden könne.

So klingen Thematik, Hintergrund und Genre von »Jesus in Love« vielversprechend. Das Ergebnis allerdings ist enttäuschend: sprachlich schwach und inhaltlich nicht stringent bleibt es weit hinter den Erwartungen zurück.

Der sprachliche Ausdruck – zumindest in der deutschen Übersetzung, von der Cherry allerdings sehr angetan ist – wirkt unbeholfen, die Bilder unglücklich gewählt. So lässt die Autorin Jesus bzw. Petrus in unpassenden Situationen »kichern«, die Nachfolge der ersten Jünger mit einer »langen Gruppenumarmung« besiegeln und legt Jesus an Versen aus den Evangelien angelehnte Sätze ohne Berücksichtigung des Kontextes in den Mund – kein Wunder, dass dieser auch bei seinen Romanjüngern oftmals Unverständnis erntet. Die verwendeten Bilder muten esoterisch an, wecken die Assoziation bewusstseinserweiternder Drogen. Nach Cherry erkenne Jesus als erstes, noch vor der physiologischen Erscheinung, die Seele eines Menschen – geschildert in bunten Formen und Farben: »Heute stach mir die Schönheit einer bestimmten Seele ins Auge, die wie ein Wasserfall himmelblau und weinrot pulsierender Juwelen aussah. Ich benutzte meine

Menschenaugen um einen Körper zu dieser Seele zuzuordnen.« (39) Um in Worte zu fassen, wie Gottes Liebe heilsame und nährenden Quelle für die Menschen ist, bedient sich Cherry des Bildes von Säuglingen, die an der Mutterbrust gestillt werden – nur dass die Autorin es nicht beim Bild belässt, sondern dieses wiederholt eins-zu-eins in die (Roman-)Wirklichkeit überträgt, was leider nur plump wirkt. Ein Beispiel: »Seine Seele wagte es, sich zu meinem göttlichen Herzen hinunter zu beugen und die angereicherte Liebesmilch zu trinken, die ich ihr dort angeboten hatte.« (157)

Ein weiterer Schwachpunkt des Romans ist die Schwierigkeit, wie mit Gottheit und Menschheit Jesu umzugehen sei. Cherry möchte an beidem festhalten, was dazu führt, dass beides unglaubwürdig wird. Jesus swicht zwischen göttlicher und menschlicher Wahrnehmung hin und her. Die Schilderung seiner göttlichen Wahrnehmung lässt ihn verträumt und weltfremd erscheinen – oftmals nicht wissend, an welchem Ort und zu welcher Zeit er sich befindet, was der Vorstellung von Menschwerdung Gottes, verstanden als seine radikale Zuwendung zum Menschen und zu der Welt, diametral entgegenseht.

Gerade die Gottheit Jesu ist Cherrys Ausgangspunkt, Jesus nicht auf eine sexuelle Orientierung und geschlechtliche Ausrichtung festzulegen. Dies ist aber nur in der Theorie eine kraftvolle Aussage. Jesus bleibt schlussendlich doch zölibatär. Sexuelle Handlungen und orgasmisches Erleben geschehen ausschließlich

im Gebet, wobei sein Gegenüber seine Vermählte, der Heilige Geist, ist; nicht aus einer Verpflichtung zur Monogamie heraus, sondern weil sein göttliches Wesen Jesus daran hindere, mit Menschen sexuell tätig zu werden. »Manchmal küsse ich Menschen, die ich liebe, so wie wir es getan haben. Ich weiß, wie gut es sich anfühlen kann. So habe ich auch erfahren, dass ich keinen Sex mit anderen Menschen haben kann. Wegen dem, was ich bin, gibt es ein großes Machtungleichgewicht zwischen mir und möglichen Sexualpartnern. Niemand könnte mir widerstehen, wenn ich versuchen würde, ihn ins Bett zu bekommen, also kann ich mit niemand einvernehmlichen Sex haben. Und erzwungener Sex interessiert mich überhaupt nicht. Es stört mich nicht, meine göttliche Kraft einzusetzen, um Menschen zu heilen, aber der Gedanke, sie zu meiner sexuellen Befriedigung zu benutzen, nimmt mir jede Lust. Und ich kann sie nicht benutzen – ich bin so vollkommen göttlich wie vollkommen menschlich.« (126) Diese Argumentation wirkt jedoch weniger stimmig als verzweifelt; verzweifelt, um nicht konsequent zu Ende denken zu müssen, was anscheinend zu denken verboten ist: Jesus, als ein tatsächlich sexuell begehrendes und handelndes Wesen – und sei es nur als Romanfigur.

Cherry versucht, einen revolutionären Blick auf Jesus zu wagen und zugleich traditionell verankert zu bleiben. Dies ist es aber, was sie letztlich zu Fall bringt. Denn dadurch wirkt Jesus nicht glaubwürdiger, lebendiger, mehr mit Fleisch

gefüllt und damit zugänglicher, sondern eher als das Gegenteil. Das ist der Grund, warum der Roman eben doch nicht revolutionär ist. Er hält seiner eigenen Idee nicht stand. Dass sie diesen Roman als ihre persönliche, spirituelle Erfahrung und Wahrheit deklariert, ist beinahe unfair. Denn das macht es schwer, ihn zu kritisieren, unabhängig davon, dass es dem Leser natürlich frei steht, diese »Wahrheit« zu teilen oder nicht. Dennoch lautet mein Fazit: Ich hätte nach dem Vorwort mit dem Lesen aufhören sollen. Dann hätte ich mich daran erfreuen können, dass auch in der Spiritualität anderer Jesus – unabhängig seiner historischen Lebensform – als der Mensch gewordene Gott zumindest in seiner Potenzialität keine Lebens-, Liebens- und Begehrensform oder geschlechtliche Ausprägung fern ist, statt mich von der sprachlichen Unbeholfenheit, den unglücklich gewählten Bildern, dem Rückfall ins Traditionelle und dem Zurückbleiben hinter der Ausgangsthese enttäuschen zu lassen.

Jonas Weinzierl

Evolution religiösen Erlebens

Peter Strasser

**Theorie der Erlösung.
Eine Einführung in die
Religionsphilosophie,
Wilhelm Fink Verlag, München
2006, 174 Seiten, 29,90 €.**

Der Grazer Philosoph Peter Strasser deklariert seine originelle Monographie als ein Selbstgespräch, als innere Rede und Widerrede: »Ich sage nichts Neues, ich will überhaupt nichts Neues sagen. Ich will bloß sagen: Die Schleier werden erst fallen, wenn Gerechtigkeit sein wird auf Erden.« Seine Religiosität wirkt wie ein Welteinverständnis, das den »dummen Optimismus der Aufklärung« ebenso hinter sich lassen möchte wie den Glaubensfundamentalismus sowie die atheistische Unvernunft. Religiös ist »unsere Ehrfurcht vor dem, was ist – und zwar einfach deshalb, weil es ist, und weil es ist, wie es ist.« Strasser begreift sich als leidenschaftlichen Fragensteller, welcher nur dann Antworten akzeptiert, wenn diese neuen Zweifel nähren. Der österreichische Philosoph setzt beim Begriff »Glück« an: eine religiöse Haltung, welche im Axiom gipfelt, dass die Sentenz »Es ist, wie es ist, und es ist gut« sinnvoll sei, nimmt den nach Glück und Erfüllung strebenden Menschen beim Wort. Menschliches Glück als intrinsischer Wert, als Eröffnungspotenzial, als Horizont des guten Lebens, als

moralische Vervollkommnung, als realisierte Utopie, als Erlösung und Transformation der ganzen Welt. Insofern vermag man mit Peter Strasser vom Guten zu sprechen, indem man dessen transzendente Aufladung akzeptiert und zugleich den religiösen Fluchtpunkt alles Moralischen ernst nimmt. Er will die Einsicht, dass die Welt voller Übel, aber eben nicht von Übel sei, reflektierend be- und verantworten sowie vor dem dogmatischen Zugriff der Orthodoxien des Glaubens und der Apostasie retten.

Prinzipiell gelten alle Argumente für den »Glauben« vom Standpunkt der natürlichen Vernunft als falsch und sinnlos. Strasser attackiert den postmetaphysischen Ansatz, die Scheinevidenz der Gottesbeweise, die Leerheit und Widersprüchlichkeit der göttlichen Attribute und das Scheitern einer jeden Rechtfertigung Gottes angesichts der Übel der Welt. Gleichwohl nimmt er in einer Art religiösen Haltung zu bestimmten Fragen eine unmissverständliche Position ein: religiöse Ansprüche sind Wahrheitsansprüche und somit universalistisch. Dieses voraussetzend, kann er trotz sprachkritischer Komplikationen über religiöse Tatsachen wie Transzendenz, Erlösung, Schöpfungsorientierung, Eigenschaften Gottes und Vollkommenheit reflektieren. Im Zentrum seiner Ausführungen steht das Theorem von der »Evolution des religiösen Erlebens«: der Umgang der Gläubigen mit dem Wort Gottes verändert sich laufend, die Frage nach dem Literalsinn stellt sich immer wieder neu. Weil die biblischen Texte überwiegend aus archaischen Kulturen stammen, ist

nach Peter Strasser die darin vertretene Moralauffassung nicht selten überholt und mit den gegenwärtigen Überzeugungen unvereinbar: »Gibt es heute etwa noch einen Juden oder Christen, der ernsthaft, wie im Strafkatalog des Levitikus (20,13) vorgesehen, für die Homosexualität unter Männern die Todesstrafe fordern wollte? Vielleicht gibt es solche Strenghläubige da und dort, doch sie wirken auf uns psychisch gestört, neurotisch und fanatisch.« Das *lumen naturale* (Erfahrung, Verstand) legt unmissverständlich nahe, dass eine Neuverständigung darüber erforderlich ist, was das menschliche als das zugleich geoffenbarte Wort in Wirklichkeit sagt.

Im Spekulativen für einen Moment lang unternehmungslustig zu sein, schließt für den Autor die Frage der Unsterblichkeit ein. Diese pneumatisch-materielle ›*ruach*‹-Existenz überdauert als das, was jeder einzelne *an sich ist*. Solange jemand lebt, gehört es zu seinem Wesen, danach zu streben, sich eine Bildungsgeschichte anzueignen – kurz gesagt: *der zu werden, der er ist*. Was immer der Mensch tut oder lässt, steht unter einer Erfüllungs-Perspektive. Er lebt in der Hoffnung, dass sich seine Lebensgeschichte schließlich als jene Geschichte offenbart, die ihm als die Person, die er ist, zukommt. Es ist die Hoffnung, die sein Leben bewegt und die im Leben nicht einlösbar sein wird, da sie einen deutlich religiösen Zug trägt: sie weist in die Richtung seiner Erlösung als radikale Utopie.

Martin Hüttinger

Akzentsetzungen theologischer Denkbewegungen

Volker Leppin

**Theologie im Mittelalter
(Kirchengeschichte in
Einzeldarstellungen, Band I/11,
hg. v. Ulrich Gäßler u. Johannes
Schilling), Evangelische
Verlagsanstalt, Leipzig 2007,
184 Seiten, 38,00 €.**

Ein Lehr- und Handbuch theologischer Reflexionen im Bereich der Mediävistik für Studium und Universität vorzulegen, ist dem Professor für Kirchengeschichte in Jena und Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1966, ein besonderes Anliegen. Der Band eröffnet mit einem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis. Das »Mittelalter« kennt ein Davor und ein Danach, und soll aus humanistischer Perspektive mit der Orientierung auf die Antike lediglich als ein »*medium aevum*« begriffen werden. Die Selbstabgrenzung Martin Luthers im Mai bzw. September 1517 von der scholastischen Theologie mit ihrem mittelalterlichen theologischen Aristotelismus hat für lange Zeit das negative Bild von mittelalterlicher Theologie besonders im evangelischen Raum geprägt. Leppins chronologischer Durchgang tangiert die Instanzen der Traditionswahrung und -durchdringung im frühen Mittelalter, exemplifiziert an Bischöfen, Mönchen und dem Karo-

lingerhof. Schwerpunkte bilden der antike Bildungskanon der *artes*, die neuplatonische und aristotelische Tradition sowie die Bildungsimpulse der karolingischen Renaissance. Spannend interpretiert er die theologische Auseinandersetzung zwischen klösterlicher Welt und Hofschule, besonders in der Kontroverse um Realität und Zeichenhaftigkeit in der Eucharistie, um Prädestination und neue Rationalitätsstandards. Eine beginnende Professionalisierung der akademischen Weltwahrnehmung (1050–1200) verortet er im Gegenüber von scholastischem und monastischem Denken der Kathedral- und Klosterschulen. Ausgehend von einer dialektischen Durchdringung der Theologie postuliert der Mediävistik-Professor eine historische Weiterentwicklung entlang der rationalen Konstruktion von Theologie durch Anselm von Canterbury über die monastische sowie mystische Theologie eines Bernhard von Clairvaux bis hin zu intellektuellen Neuansätzen in Paris mit Petrus Abaelard und Petrus Lombardus. Einen Höhepunkt sieht er in den Anfängen der Universitätstheologie und der damit verbundenen Aristotelesrezeption. Kritik an einer evolutiven Geistes- und Theologiegeschichte ist durchaus angebracht. Seine These von einer Professionalisierung der Theologie im 11. und 12. Jahrhundert erzeugt beim Rezipienten kognitive Distanz. Der reformatorische Aufbruch im 16. Jahrhundert wirkt in Anbetracht dieser Geschichtsklitterung als reinste Überhöhung.

Zu würdigen ist die Skizzierung eines Zusammenhangs zwischen

den mittelalterlichen Theologien und ihren jeweiligen Kontexten. Beispielhaft demonstriert Leppin dies an einem bedeutenden Vertreter des 12. Jahrhunderts: Hugo von St. Viktor. Er entwarf eine Wissenskonzeption, welche sowohl den spirituellen als auch den profanen Wissenschaften entsprach. So verfügt die menschliche Seele als Subjekt der Erkenntnis im Menschen über drei Augen: das Fleischesauge (*oculus carnis*), das die Welt außerhalb der *anima* wahrnimmt, das Vernunftauge (*oculus rationis*), durch das die Seele sich selbst und die Welt der Begriffe erkennt, und das Auge der Schau (*oculus contemplationis*), durch das die *anima* Gott selbst sieht. Der Sündenfall verursacht ein Erlöschen der *visio beatifica*, lässt das Vernunftauge entzünden und damit nur eingeschränkt sehen. Übrig bleibt das Fleischesauge, welches das äußerlich Sichtbare fokussiert. In Demut muss man infolgedessen eine *theologia mundana* von einer *theologia divina* unterscheiden, und die Erkenntnisfähigkeit der Erstgenannten deutlich eingrenzen – eine wohlthuende Einsicht in die Begrenztheit humanen Denkens. Die Konsequenz bildet eine Vielgestaltigkeit der Theologie in den pluralen Kontexten des 15. und 16. Jahrhunderts, dargestellt u. a. an John Wyclif und Jan Hus. Der Weg zu einer konziliaren Theologie bricht sich unaufhaltsam seine Bahn.

Als Lehr- und Handbuch erschließt Volker Leppin in diesem Band Grundlagen und Ausführungen der mittelalterlichen Denkbewegungen von den Anfängen in der Ka-

rolingerzeit bis zum späten Mittelalter. Wertvoll erscheint die diagonale Zusammenschau wichtiger Vertreter, ärgerlich die Instrumentalisierung der einzelnen theologischen Diskurse für eine sich anschließende Theologie Martin Luthers. Solche Rechtfertigung hat der neuzeitliche Reformator nicht nötig. Der Theologiegeschichte eine Linearität zu unterstellen bzw. überzustülpen ist wissenschaftlich keineswegs redlich. Diskontinuität und Revision entsprechen wohl eher der europäischen Geistes- und Theologiegeschichte.

Martin Hüttinger

Außerdem ...

- Thomas B. Stevenson: Sons of the Church. The Witnessing of Gay Catholic Men, Haworth Press, New York 2006, ca. 40 €.
- Gerard Loughlin: Queer Theology: Rethinking the Western Body, Blackwell Publishers, Malden 2007, ca. 55 €.
- Der von Herbert Ulonska herausgegebene Sammelband »Sexualisierte Gewalt im Schutz von Kirchenmauern« ist inzwischen in einer zweiten, erweiterten Auflage erschienen. Das Buch hat 224 Seiten und kostet 19,90 €.
- CONCILIUM, Internationale Zeitschrift für Theologie 44 (Heft 1/2008) steht unter dem Titel »Homosexualitäten«, hg. und mit Beiträgen von Regina Ammicht Quinn, Marcella Althaus-Reid, Erik Borgman und Norbert Reck, Grünewald, 138 Seiten, 12,50 €.